

IRIS GALEY

Ich weinte nicht, als Vater starb



Der
**Welt-
bestseller**
jetzt mit
Fortsetzung

... und hasste Sex, bis ich Liebe fand

Geschichte eines Inzests und einer Heilung

IRIS GALEY

**Ich weinte nicht,
als Vater starb**

**... und hasste Sex,
bis ich Liebe fand**

IRIS GALEY

Ich weinte nicht, als Vater starb

... und hasste Sex, bis ich Liebe fand

Geschichte eines Inzests und einer Heilung

mvgverlag 

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen:

info@mvg-verlag.de

1. Auflage 2015

© 2015 by mvg Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Nymphenburger Straße 86

D-80636 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Ich weinte nicht, als Vater starb

Titel der Originalausgabe: *I couldn't cry when daddy died*, 1986, Benton Ross Publishers, New Zealand

Deutsche Erstausgabe: Zytglogge Verlag, Bern, 1988

Übersetzung: Pascale Hinder, Gabriele Tiedemann

Redaktion: Caecilia Ebeling

... und hasste Sex, bis ich Liebe fand

Redaktion der englischen Fassung: Aaron Bogart

Übersetzung: Petra Pyka

Redaktion der deutschen Fassung: Martin A. Völker

Umschlaggestaltung: Maria Wittek

Umschlagabbildung: Dexter Fry

Satz: Carsten Klein

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-86882-604-3

ISBN E-Book (PDF) 978-3-86415-794-3

ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-86415-795-0

Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.mvg-verlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter

www.muenchner-verlagsgruppe.de

Inhalt

Meinen liebsten Tieren und Menschen	7
Für meine Schülerin Iris Galey	9
Sterben, ein Leben lang?	11
Erster Teil: <i>Ich weinte nicht, als Vater starb.</i>	13
Zweiter Teil: <i>... und hasste Sex, bis ich Liebe fand</i>	201
Für meine Kollegin und Freundin Iris Galey.	202
Ende und Anfang	309
Was nach Beendigung dieses Buches geschah	315
Die Autorin.	319

Meinen liebsten Tieren und Menschen

Ich widme dieses Buch meinem Mann, meinen Hunden Jimmy und Mr Sky, dem Maori-Pferd Wahine und meinen Freunden.

Zusammen mit meinem Mann möchte ich hier unserem großzügigen Wohltäter-Millionär »Graby« danken. Dank ihm dürfen wir einen unerwartet schönen Lebensabend im eigenen Haus genießen.

Ich widme dieses Buch auch der Kraft, die mich nie aufgeben ließ und mich zu der Lebensfreude führte, die ich auf der anderen Seite des Schmerzes fand.

Denn

die lebenslänglichen Folgen und Langzeitwirkungen

von eingefrorenem Schmerz

sind tausendmal schlimmer als Schmerz auftauen,

anschauen,

verneinen,

spüren,

zulassen,

annehmen,

verdauen,

integrieren

und loslassen ...

Der Schmerz der Ablehnung brach meine Seelenflügel.

Der Schmerz des Missbrauchs brach meinen Willen

und erschwerte die Entwicklung einer eigenen Identität.

Es war vom ersten Jahr an schwer,

mit gebrochenen Flügeln zu fliegen,

bis ich zweiundsechzig war

und mit selbst geflickten Schwingen über die ganze Welt

zu mir heimflog.

Es ist nie zu spät.

Mit achtzig bin ich geheilter...

Besonders danken möchte ich dem menschlichsten Therapeuten Dr. Walther

Lechler, der das Zwölf-Schritte-Programm aus den USA nach Europa brachte.

Er holte mich aus Neuseeland mit meinem ersten Buch nach Bad Herrenalb, wo ich meine erste gefeierte Lesung gab. In der Hochgrat-Klinik in Stiefenhofen bei Oberstaufen absolvierte ich bei Lechlers Nachfolger ein Praktikum. Dank gebührt Dr. Peter Levine, dem Team der Levine-Trauma-Ausbildung, insbesondere Steven Hoskinson und Ruth Wenger. Ruth Wenger hat mich ermutigt, diese Ausbildung zu machen.

Berlin & Arendsee, im Sommer 2015

Iris Galey

Für meine Schülerin Iris Galey

Die Unterhaltungsflut aus Internet, Fernsehen und anderen Medien überschwemmt die soziale Landschaft mit Ablenkungen: Junk Food für die Seele. Dieses Buch ist anders. Es gibt den Leidenden eine Stimme und den Mut, ihr Leben auch nach Trauma und Missbrauch in die eigene Hand zu nehmen – und allen, die nach Hoffnung hungern, verleiht es Durchhaltevermögen. Iris Galeys Ansatz ist sehr geradlinig. Ihr besonderes Verdienst liegt aber nicht nur darin, dass ihre Geschichte dem Leser lebhaft und in allen Einzelheiten die seelische Zerstörung vor Augen führt. Vor allem spricht die Autorin das Unausprechliche aus und geht so ihren Weg mit all den mutigen Frauen aller Länder, die sich nicht länger zum Schweigen bringen lassen, nicht klein begeben und nichts anderes mehr sagen wollen als die Wahrheit. In diesem historischen Moment tritt der vitale beispiellose Mut der Frauen zutage, die sich den vielfältigen Herausforderungen roher Gewalt und kultivierter Unterdrückung stellen.

Dass es Betroffene so viel kostet, darüber zu sprechen, soll sie davon abhalten. Doch wer seine Geschichte erzählt, lässt Momente aufstrahlen, allen voran Lichtgestalten der Courage wie Aung San Suu Kyi, Malala Yousafzai, Rosa Parks, Wangari Maathai oder eine teure leider schon verschiedene Mentorin wie Dr. Maya Angelou. Jede dieser Frauen, von denen die Menschheitsgeschichte Notiz genommen haben mag, steht für eine ungekannte Zahl von Geschlechtsgenossinnen, die sich zur Wehr setzen gegen Unrecht und Leid, im Hintergrund und dennoch gänzlich und gleichermaßen heldenhaft. Im Privaten, still gehalten von zahllosen herzlosen Patriarchien, geschieht es in Familien in aller Welt – doch auch dort scheint ihr Licht auf wie das Gebet eines Kindes ...

Du löschst gerade noch eine Kerze,
doch nicht ein großes Feuer,
springt die Flamme einmal über,
treibt der Wind sie immer höher

aus »Biko« von Peter Gabriel & Horst Koenigstein

Auch diese Geschichte mutet an wie ein laut gesprochenes Gebet. Eindringlich und kompromisslos kommt dieses Gebet aus einem gebrochenen Herzen – einem *auf*gebrochenen. Erreicht dieses Zeugnis die richtigen Ohren, werden sich viel-

leicht mehr Herzen öffnen. Aus diesen Herzen können wir ihre Stimmen hören, die Licht ins Dunkel bringen, wenn die Zeit reif ist. Dieser Chor würde von Harmonie in unserer Welt künden und von einem Ort des Friedens für alle. Und während wir darauf warten, wissen wir dank des Mutes von Menschen wie Iris Galey, dass wir *auch darauf* warten, dass unsere eigene Stimme einstimmt.

Steven Hoskinson
Berater für Traumatherapie
www.OrganicIntelligence.org

Sterben, ein Leben lang?

Das einzig Beständige in meinem Leben war die Veränderung. Und es war in erster Linie meine innere Einstellung, die mir half zu überleben. Ich konnte meinen Schmerz ertragen, sobald ich begriffen hatte, dass »auf die Illusion dieses Augenblicks die Illusion des nächsten Augenblicks folgt, die auf immer verschwindet und niemals wiederkehrt ...«

Manche Eltern unternehmen schöne Dinge mit ihren Kindern. Hätten meine Eltern Rosen kultiviert, ich hätte gern über Rosen geschrieben. Unglücklicherweise kultivierten sie den Missbrauch. Also schreibe ich über die Spätfolgen, die der Missbrauch für mich hatte, um zu zeigen, was uns Betroffene oft ein Leben lang quält.

Mit fast 80 Jahren kann ich heute endlich sagen: »Auf dem Mist der Vergangenheit blühen inzwischen Rosen!«

Ich schreibe nicht über das, was mir zugestoßen ist, um zu jammern. Selbstmitleid lehne ich ab. Ich möchte nur deutlich machen, was es für Erfahrungen gibt, die manche Menschen dazu bringen, völlig durchzudrehen. Diese Menschen kommen in Kliniken oder am Ende als Täter ins Gefängnis, wo einige ihnen entgegenhalten: »Eine schlimme Kindheit ist noch lange keine Entschuldigung für ein Verbrechen! Macht sie einen Kopf kürzer!«

Nein! Ich schreibe das nicht als billige Ausrede, sondern weil manche Menschen (wenn überhaupt) erst sehr spät im Leben lernen, eigenverantwortlich zu leben, denn ihnen fehlen die Bausteine und Werkzeuge, die »Lebensvoraussetzungen«, weil sie in der Kindheit nicht angelegt, sondern zerstört wurden. Diese Bausteine und Werkzeuge lassen sich oft nur mühsam herstellen in der sogenannten Therapie, die viel treffender heißen müsste: »*Wiederaufbau der Selbstachtung und Rückbesinnung auf die kindliche Würde!*«

Ich konnte erst mit 62 eigenverantwortlich leben, nachdem meine gebrochenen Flügel gerichtet waren – *Flügel, die ich mir nicht selbst gebrochen hatte, sondern die mir von einem anderen zerschmettert worden waren*. Mit 76 konnte ich endlich »erwachsen werden« und aufhören, alles zu hassen, was mit Sexualität zu tun hat, nachdem ich herausfand, »wer ich bin«. Dann habe ich Bruno getroffen und

geheiratet, die Liebe meines Lebens. Heute sind wir so glücklich, wie wir es uns nie hätten vorstellen können! Es ist niemals zu spät.

Jetzt könnte ich »ihnen endlich vergeben, die nicht wussten, was sie taten«. Aber nicht »vergeben« in einem arroganten, selbstgerechten christlichen Sinn, sondern vielmehr einfach aufhören, über sie zu urteilen.

Als ich 14 war, sagten die Leute: »Dieser Inzest wird dich dein Leben lang verfolgen«, und ich dachte: »Wieso sollte er? Es ist jetzt ein für alle Mal vorbei! Vater ist tot!« Heute weiß ich, was sie meinten.

Einer meiner jüdischen Freunde, der Leiter des Anne-Frank-Fonds in Basel, fragte mich: »Wann hörst du auf, über dein Trauma zu reden und zu schreiben?« Ich fragte zurück: »Wann hört ihr denn damit auf?« Und ich sagte weiter: »Vielleicht kann ich ja aus ganz ähnlichen Gründen nicht damit aufhören wie ihr.«

Ich dachte: Es ist schrecklich, diese ständige Angst, die mir in den Knochen steckt. Ich hatte keine Angst vor Übergriffen auf mein Land oder mein Zuhause. Ich hatte Angst vor den Übergriffen auf meinen Körper durch meinen Vater an jedem Tag und in jeder Nacht meiner Kindheit. Diese Angst hat sich unauslöschlich in jede Zelle meines Gedächtnisses und meines Körpers eingebrannt.

Ich finde es absolut unerträglich, wenn Kinder *von den eigenen Eltern* verraten, missbraucht, erniedrigt, verkauft und sexuell gefoltert werden.

Dieses Buch soll deshalb ein Plädoyer für solche Kinder darstellen, sich Hilfe zu suchen, wenn sie sie brauchen. Das habe ich getan, um wieder ins Leben zurückzufinden.

Anne Frank war ein junges Mädchen, das in einem Versteck ein Buch schrieb. Sie wurde verraten und starb in einem Konzentrationslager. Ich war ein junges Mädchen, eines unter Millionen missbrauchter Kinder, das in seinem eigenen Konzentrationslager lebte, wobei meine Eltern die Folterknechte waren. Ich habe deshalb versucht, nicht ein Leben lang zu sterben und anderen Opfern eine Stimme zu geben. Nach der Beerdigung eines Säuglings, der an der Penetration durch seinen Vater starb, beschloss ich, gegen das millionenfache, sich täglich und weltweit wiederholende Verbrechen mit meinen Mitteln vorzugehen.

Erster Teil:
Ich weinte nicht, als Vater starb

Mutter

Ich höre Dich schon sagen, es zeuge von schlechtem Geschmack, ein solches Buch zu schreiben. Mutter, ich hatte keine andere Wahl. Dieses Buch schrieb sich von selbst, denn das, was wir sind, sind wir durch unsere Erfahrung geworden. Es war der einzige Weg, meine Identität zu finden, über alles hinwegzukommen und dabei nicht zu zerbrechen. Durch die Resonanz, die es gefunden hat, fühle ich mich anerkannt. Eigentlich ist dieses Buch das größte Geschenk, das ich Dir, meiner Familie und mir selbst machen konnte – obwohl es sehr schmerzlich war, ehrlich zu sein. Aber jetzt ist der Schmerz vorbei und mit ihm all die Gedanken und Gefühle, die mich so lange nicht losgelassen haben. Ich bin frei, und Du solltest es auch sein! Ich liebe Dich, Mama.

Olivia

1

Frau Dresden, unsere deutsche Haushälterin, bot mir nach dem Begräbnis einen Apfel an.

Ich konnte den Geruch der Cox-Orange nicht aushalten, denn mein Vater hatte sich dort oben auf dem Dachboden, wo die Äpfel für den Winter gelagert waren, erschossen.

Ich war vierzehn, und er hatte es meinerwegen getan.

Ich hasste dieses Haus in Bradford, hatte das Nachhausekommen gehasst, seit wir dort lebten.

Ich blickte mich im Spülraum um, der neben der Küche lag, und sah Frau Dresden verbissen Eiercreme in einer Schüssel schlagen. Ihre fleischigen Arme bebten im Rhythmus ihrer Bewegungen. Wenn es Krisen gab, machte sie immer Pudding.

Als ich die samtige gelbe Creme schlürfte und zu dem neuen Herd aus rotem Backstein hinübersah, vermisste ich die schwarz polierte Yorkshire-Kaminsole, die herausgerissen worden war. Das einzige Überbleibsel aus alten Zeiten war der Kleiderhalter an einem Flaschenzug, der mit der feuchten, vergessenen Wäsche unter der Decke hing.

Widerwillig betrachtete ich die Unterhosen meines Vaters und jene riesigen unserer Haushälterin. Mich schauderte, und ein eiskalter Schweißtropfen rollte mir den Rücken hinunter.

Er wird diese Unterhosen nicht mehr brauchen, dachte ich. Ich war froh und fühlte kein Bedauern. Ich fragte mich, wo Mama war. Erinnerungen stiegen hoch ...

Jeden Abend, wenn Vater mit seinem Triumph Dolomite die Auffahrt hochfuhr, hatte ich Angst. Ich beobachtete ihn durch das Seitenfenster. Kleinlich untersuchte er sein Auto nach den winzigsten Schmutzflecken auf dem blauen Lack. Dann hinkte er mit seiner arthritischen Hüfte durch die Hintertür. Ich hörte, wie er Frau Dresden anschrte und zurechtwies.

Jeden Abend ließ er mich warten, weil er die Schuhe, die ich zu putzen hatte, inspizieren wollte. Manchmal schlug er mit einem Schuh auf meinen Kopf, ein andermal stieß er ihn in meinen Bauch.

»Ich habe ihr beigebracht zu kochen, doch nie macht sie es so, wie ich es ihr gezeigt habe, und du bist auch ein Schwachkopf. Wieso bist du zu blöde, ein paar

Schuhe zu putzen, so wie ich es dir gezeigt habe? Was für ein Versager ist mein Kind! Wieso bin ich dazu verdammt, so eine Sammlung von dummen Weibsbildern um mich zu haben?»

Er rief immer vom Gang her: »Du bist ganz alleine für deine Fehler verantwortlich! Darum musst du Disziplin lernen und entsprechend erzogen werden!«

Selbst wenn ich Beulen auf meiner Stirn hatte, wagte es niemand, seine Autorität infrage zu stellen. Er hatte es weit gebracht. Als Direktor eines bekannten schweizerischen Chemieunternehmens wurde er sehr respektiert und gefürchtet. Er hatte uns alle von unserer Minderwertigkeit überzeugt. Er hätte viel lieber einen Sohn gehabt und ließ uns immer spüren, dass man ihn wegen der Geduld, die er für uns aufzubringen hatte, eigentlich hätte bemitleiden müssen.

Und jede Nacht hatte es noch Schlimmeres gegeben, viel Schlimmeres. Ich konnte jetzt kaum noch atmen, wenn ich nur daran dachte.

»Heute Nacht nicht! Keine Nacht mehr!« sagte ich laut, während ich finger-schleckend die Cremeschüssel leerte und meine schmutzigen Schuhe zur Seite stieß.

»Vot's zat?«, fragte die Haushälterin.

»Nichts, Frau Dresden!«

Meine Gedanken kehrten zu dem Begräbnis zurück. Ich hatte mich sehr bemüht zu weinen, doch die Tränen wollten nicht kommen. Wir alle standen vor der Kapelle auf dem Friedhof. Mutter wies mich darauf hin, dass der Gürtel an meinem dunkelblauen Trauerkleid verdreht war. Ich hatte es schon zur Schule angezogen und war das einzige Mädchen ohne Uniform gewesen. Heute war die Schule aus für mich. Ich erinnerte mich, wie sehr ich gehofft hatte, dass meine hinter dem Rücken gefalteten Hände mir das Gefühl und den Anschein von mehr Traurigkeit geben würden, als ich tatsächlich empfand. Ich betrat die Kapelle, froh, den vielen Reihen von Gräbern zu entrinnen. Skelette da unten, verwesendes Fleisch. Grinsende Zähne, die Zahnärzte einst mit Goldfüllungen versehen hatten. All diese Nerven jetzt tot. Ich setzte mich in die vorderste Bankreihe und war mir sicher, Gott könne mich durchschauen: Anstatt mich zu grämen, dachte ich nur Schlechtes.

Ich bemerkte Freunde und Männer aus der Firma meines Vaters. Diejenigen, die ich sah, weinten nicht. Niemand außer Mama weinte. Der Kranz der Firma war der größte, ganz in Grün, Weiß und Gold. Blumen, die nach dem Winter auf ihrem Weg ans Licht die harte Erde durchstoßen hatten, um schließlich auf einem Sarg zu landen!

Jetzt, daheim im Spülraum, fragte ich mich, ob ich mich anders hätte verhalten sollen, um den Erwartungen meiner Mutter und der anderen zu entsprechen. Ich konnte es nicht, dachte ich. Ich konnte es nicht, weil alles, was ich empfand, unglaubliche Erleichterung war. Die Erleichterung war jetzt so groß, dass ich zu weinen anfang ...

»Danke für den Pudding«, rief ich und versetzte der Wandtäfelung Tritte, während ich den dunklen Korridor entlangging.

»Hör auf damit und zieh dir deine Socken hoch!«, brüllte Frau Dresden.

Ich lief am Wohnzimmer vorbei und war überrascht, dass kein Feuer im Kamin brannte. Jeden Abend nach der Schuhputzprozedur hatte Vater mit einem Krug Guinness-Bier am Feuer gegessen. Er stocherte so lange mit dem Schürhaken in der rot glühenden Kohle herum, bis auch dieser durchscheinend rot glühte, worauf er ihn schnell in die dunkle Flüssigkeit tauchte und umrührte. Ich sah, wie der Schaum hochschoss und überlief. Seine Lippen wurden ganz weiß, wenn er den Schaum abschlürfte.

Einmal, als ich mich besonders mutig fühlte, hatte ich ihn gefragt: »Papa (denn ich durfte ihn nicht Vater nennen), warum kannst du mich nicht einfach lieb haben? Weißt du, so wie andere Papas? Nicht mit ... dem ... einfach lieb haben?« Mit spöttischem Blick sah er auf, der Muskel in seiner Wange zuckte. Er schlug seine Knie zusammen, dann lehnte er sich in seinem Ledersessel zurück, streckte die Beine aus, steckte seine Hand in die Hosentasche und sagte: »Schau, wie er groß wird. Schau dir dein Spielzeug an. Schau, wie er hüpf! Er gehört dir. Er will, dass du ihn anfasst und hältst. Er kann nicht anders! Schau, wie dein Spielzeug hüpf!«

Ich stand da, diese schreckliche Übelkeit stieg in mir auf, wie immer. Ich wollte fortlaufen, aber ich wagte es nicht. Mit einem schnellen Blick vergewisserte er sich, dass niemand kam, dann stürzte er sich auf mich, packte meine Hand und presste sie dorthin.

Ich hatte den leeren Kamin und den Sessel, in dem er gegessen hatte, angestarrt; jetzt wandte ich mich ab. Mich überkam das gleiche Gefühl wie damals. Dieses schmerzliche Gefühl von Einsamkeit und Wertlosigkeit. Alles in mir sehnte sich nach jemandem, der mich halten und streicheln würde, ohne diesen entsetzlichen Teil – das Sexuelle.

Ich lief weiter, hielt unten an der dunklen Treppe an und schaute hinauf.

Dort oben hatte er es getan.

Langsam stieg ich zum Dachboden hinauf. Der Geruch der Äpfel umgab mich.

Ekelerregend. Ich streckte meine Arme über das Geländer hinaus, bewegte sie auf und ab wie Flügel und sagte: »Ich bin ein Vogel. Ich bin ein Vogel, und ich kann wegfliegen, und es ist gut, ein Vogel und ein Mädchen zu sein und zu fliegen.« Wieso sagte ich dies immer, wenn ich hinaufging? Ich zögerte, als ich oben vor seiner Schlafzimmertür angekommen war, der Tür, durch die ich so oft hatte gehen müssen.

Zaghaft öffnete ich die Tür und starrte an die Decke. »Nun ist alles gut«, sagte ich laut. »Er ist für immer fort! Er kann mir nicht mehr wehtun, nie mehr!« Nach einer Weile wagte ich es, den Blick zu senken. Was ich sah, ließ mich erschauern. Ich fühlte mich nicht gut und wollte nicht hierbleiben, und doch musste ich hinsehen.

Auf der blau-weiß gestreiften Matratze war ein großer, feuchter Fleck. Der ausgewaschene rötliche Fleck, der vom Tod meines Vaters zeugte.

Wie unter Zwang musste ich in dem Raum mit seiner schrägen Decke und dem Dachfenster herumschauen. Dort waren der Schreibtisch, der Hocker, Bett und Nachttisch – alles in Chrom und schwarzem Marmor, außer der rot-weißen Schweizer Fahne, die mit vier Nägeln an die Wand geschlagen war.

Ich sah den knochigen, glatzköpfigen Mann vor mir, wie er meine Beine auseinanderriß und sich zwischen sie presste. Ich war neun, als es begann. Ich fühlte seine Schläge, wenn ich mich wand. Ich sah ihn, wie er schnell nach seiner goldgeränderten Brille auf dem Nachttisch griff, um mich besser betrachten zu können. Wie die Wolfsgroßmutter in ›Rotkäppchen‹.

Wieso musste ich jetzt ausgerechnet daran denken? Ein Märchen! Hu! Wie er gerieben und gezerrt und mich angestarrt hatte! Wie mein dünner Arm sich verkrampfte bei dem, was er mich zu tun zwang. Weiter und weiter und weiter, hoch und runter, bis er endlich zu keuchen und stöhnen begann. Widerlich – aber für mich das ersehnte Zeichen, dass ich bald schlafen gehen durfte.

»Sie haben Erde auf dich geworfen! Du bist nun unter ihr begraben, sicher in deinem Sarg vernagelt! Niemals mehr kannst du mir wehtun oder mich foltern!«

Dann drehte ich mich um und rannte die Treppe hinunter, ein letztes Mal.

Ich stürzte aus dem Haus und rannte über die Straße. Ich hatte nur einen Freund auf der Welt. Ich klopfte an.

Miss Abbott schlurfte herbei. Wie immer spähte sie durch einen Spalt in ihrer morschen Tür und fragte misstrauisch: »Wer ist da?«

»Ich bin es, Olivia.«

»Olivia, mein Liebes.«

Damit öffnete sie die Tür und betrachtete mich mit einer Bewunderung, die mich verlegen machte. Noch peinlicher war mir der nächste Teil ihres Begrüßungsrituals: Sie schloss mich in ihre Arme, ging langsam auf die Knie und presste ihr Ohr gegen meinen schmalen Körper, glitt an ihm hinunter, bis sie an meinen knöchernen Knien zu lauschen schien! Ich hasste diesen Teil und fühlte mich unbehaglich, wurde rot, unterdrückte ein Lachen und fragte mich, warum in aller Welt sie dies immer tat.

Dann, wie auf ein geheimes Zeichen hin, erhob sich Miss Abbott würdevoll und führte mich in ihr Wohnzimmer.

Dankbar sank ich auf das Bärenfell, das das Sofa bedeckte, und legte meine Hand auf den riesigen Kopf mit den gelben Glasaugen. Hier im warmen Schein des Kaminfeuers entspannte ich mich zum ersten Mal seit dem Begräbnis. Miss Abbott hatte mir erzählt, dass sie ganz zurückgezogen von der Außenwelt lebe. Sie litt unter Platzangst. Sie las die Nächte hindurch und schlief viel tagsüber, doch für mich hatte sie immer Zeit. Wir waren uns das erste Mal begegnet, als sie gerade die Vögel in ihrem Garten fütterte.

Dank ihr lernte ich eine große Auswahl englischer Literatur kennen. Ich liebte es, wenn sie mir vorlas. Lachte in mich hinein, wenn sie aus *Great Expectations* vorlas, weil dort genau das beschrieben zu sein schien, das mir in ihrem altertümlichen Haus ins Auge fiel. Die Vorhänge waren zerrissen und fadenscheinig, die Tapete in Fetzen und verblichen, Zuckerkrusten klebten an ungewaschenen Teetassen. Dies alles übte eine sonderbare Anziehungskraft auf mich aus, ganz im Gegensatz zu unserer schweizerischen Perfektion, die durch ständiges Herumnörgeln und Abrackern, Rastlosigkeit und Frustration erreicht wurde.

Hier gefiel es mir. Vater hatte mir verboten hierherzukommen, doch nun stand es mir frei, Freunde zu haben. Dies begriff ich plötzlich, als ich nach dem Begräbnis bei ihr saß. Jetzt wurde mir bewusst, dass es mit den Schlägen, der Grausamkeit, der entwürdigenden Ungerechtigkeit meines Vaters ein Ende hatte.

Ich blickte in Miss Abbotts gütiges Gesicht, sah die abgetragene, moosgrüne Kittelschürze, die sie jahraus, jahrein trug, sah ihr ergrauendes, in zwei Zöpfe geflochtenes Haar. Alles war wunderschön und gab mir das Gefühl von Sicherheit. Ich begann, mich zu entspannen, und plötzlich wusste ich, dass ich dieses Gefühl von Sicherheit hier, mit diesem neuen Menschen in meinem Leben, in meiner eigenen Familie nie kennengelernt hatte. Ich dachte dabei an Mama, schob aber den Vergleich schnell wieder beiseite.

Ich betrachtete die Bücherstapel, die überall herumlagen, die Ölgemälde in schweren Goldrahmen und die Glaskästen mit den ausgestopften Vögeln, das Straußenei, das ich manchmal in die Hand nehmen durfte.

Gleich würde sie sagen: ›Ich hole dir eine Tasse Tee und deine Scho-ko-laden-kekse‹, und ich würde antworten: ›Ich mag es, wie du Scho-ko-lade sagst‹, und sie würde fortfahren: ›Und ich mag es, wie du Seal-y-a-hamhund sagst.‹ Dann müssten wir beide lachen. Ich wegen ihres sehr englischen Akzents und sie wegen meines schweizerischen.

Ich bat sie, mir die Balkonszene oder »Sein oder nicht sein« vorzulesen, doch dann sah ich ein, dass es keine Lösung wäre, mich abzulenken, dass ich sprechen musste. Ich musste mich ihr anvertrauen, musste versuchen zu verstehen, was geschehen war.

»Ich würde gern mit Ihnen sprechen, aber ich weiß nicht, wie.«

»Ich verstehe. Dein marineblaues Kleid gefällt mir. Es ist viel hübscher als schwarz.«

»Man hat ihn heute begraben. Ich konnte nicht weinen.«

Sie sagte nur: »Liebes.«

Schweigen. Nach einer Weile sagte ich, während ich jeden Muskel in ihrem Gesicht beobachtete: »Er hat sich erschossen.«

Ihr Gesicht ließ keine schlimme Reaktion erkennen. Meine Spannung löste sich noch mehr. Ich musste sprechen, musste es herausbringen.

»Er hat es meinetwegen getan.«

Ich fühlte mich kalt wie Stein.

»Du kannst mir alles erzählen, doch nur, wenn du wirklich willst, mein Liebes. Nur wenn du meinst, es hilft dir. Ich weiß seit Langem, dass da etwas nicht stimmte. Du schienst immer so bedrückt.«

»Es ist schwer, darüber zu sprechen, und alles ist so ...«

»Komm, komm, es ist alles gut. Es wird dir viel besser gehen, wenn du dich einmal richtig ausweinst.«

Ich stammelte: »Es ist, als ob all der Schmerz aus mir herausbrechen möchte mit Worten ... aber Mama meint, es sei zu schockierend. Ich soll nicht darüber sprechen. Aber ich musste es mit ihm tun, und das war nicht zu schockierend, nicht wahr, dass ich das machen musste? Oh! Ich habe nur zweimal darüber gesprochen, weil ich es nicht mehr aushalten konnte. Einmal mit diesen Leuten, die zu Besuch kamen, und die gingen dann zur Polizei, und danach mit der Polizistin.«

»Schsch ... , mein Liebes. Da hast du ein Taschentuch.«

»Wenn ich doch nur verstehen könnte, warum er das alles tat. Sehen Sie, Miss Abbott, er machte diese schrecklichen Dinge mit mir und sagte, dies sei ganz normal, doch man dürfe niemals darüber reden. Ich bin so durcheinander, und ich verstehe es einfach nicht ... Und als ich darüber sprach, als ich es einfach nicht mehr aushalten konnte, peng, da stirbt er, erschießt sich, und es ist alles meine Schuld, und ich kann nicht einmal weinen bei seinem Begräbnis, und ich konnte ihn nicht lieb haben ... Mitleid, ja, er tat mir leid, weil er hinkte und immer solche Schmerzen hatte, oh doch, aber dann war er so gemein! Nie ein Papa, nie eine Familie ...«

Sie zog mich an sich, legte ihren Arm um meine Schulter, und ich schluchzte wie nie zuvor.

»Es ist die einzige Familie, die ich habe, hatte ...«, schrie ich auf, »und wahrscheinlich ist das besser, als überhaupt keine Familie zu haben.« Vor lauter Schluchzen konnte ich kaum noch atmen.

»Komm, komm, mein Liebes. Ich hatte keine Ahnung ... Es ist einfach zu fürchterlich, was er dir angetan hat. Dass du so gelitten hast, so schrecklich unglücklich warst direkt unter meinen Augen, und keiner hat davon gewusst!«

»Er machte mir solche Angst und drohte, mich umzubringen.«

»Olivia!«

»Wenn Sie alles wüssten, würden Sie mich nicht mehr mögen. Sie würden nicht mehr meine Freundin sein wollen. Das weiß ich. Ich weiß es.«

»Olivia, ich werde dich immer mögen und deine Freundin sein. Es ist nur ein solch unglaublicher Schock! Wenn ich daran denke, dass niemand davon wusste und dir helfen konnte! Was um Himmels willen hat er dir angetan, und wie lange ging das schon?«

»Vier Jahre lang.«

»Ach, mein armes, armes Kind. Oh, was bin ich froh, dass es vorbei ist ... Ich meine ... Was in aller Welt sagte deine Mutter dazu? Hat sie es denn nicht gewusst? Konnte sie denn nicht ...?«

»Das hat auch die Polizistin gefragt. Mama wusste nichts davon. Sie hatte auch solche Angst vor ihm. Wir alle hatten Angst.« Ich trank meinen kalt gewordenen Tee und aß einen Keks. »Es kommt mir wie eine Rache vor, darüber zu reden. Ist das fair?«

»Olivia, wenn Erwachsene, die gut hätten für dich sorgen sollen und die verantwortlich für dein Wohlbefinden waren, etwas getan haben, was dich so sehr in

Verwirrung gestürzt und dich so tief verletzt hat, dann ist alles recht, was du tust, um darüber hinwegzukommen – jetzt und in Zukunft. Auch du hast Rechte, das musst du wissen.«

»Es gibt so vieles, was ich nicht begreife.«

»Ich bin so zornig, Kind. Schau dich an! So klein, dünn und blass. Sahst immer aus wie ein mageres Vögelchen. Wie konnten deine Eltern es wagen, dich so zu behandeln! So hilflos, wie du warst, so sehr in seiner Gewalt.«

Ihr Zorn schien mir Kraft zu geben, und jetzt wollte ich mir alles von der Seele reden. Also fing ich an.

2

»Alles begann vor vier Jahren.

Ich glaube, das Gespräch über Klavierstunden war der Auslöser. Wissen Sie, Miss Abbott, ich wünschte mir mehr als alles andere auf der Welt ein Fahrrad. So ein wunderschönes, dunkelgrünes mit glänzendem Chrom. Reiten wäre mein Herzenswunsch gewesen, doch Papa – ich meine Vater – hätte es mir nie erlaubt. Eines Morgens, es muss um meinen zehnten Geburtstag herum gewesen sein, fragte er mich beim Frühstück, ob ich lieber ein Fahrrad hätte oder Klavierstunden nehmen wolle. Ich war ganz aufgeregt! Ich strahlte und wollte gerade ›ein Fahrrad‹ sagen, als mich der Blick meiner Mutter traf. Wissen Sie, dieser Blick, wie ihn nur Mütter haben können. Sie liebte Mozart und hatte Heimweh nach der Schweiz, und sie sagte immer, wie sehr Musik im Haus ihr guttun würde. Ihr trauriger Blick tat mir weh, und da antwortete ich: ›Klavierstunden.‹

Später dachte ich immer, dass es schlecht sei, wenn ich etwas für mich selbst begehrte. Warum war ich nur dann ein liebes Mädchen, wenn ich auswählte, tat, dachte und mich so benahm, wie es die anderen von mir erwarteten? Als ob ich gar nicht zählen würde, zu unbedeutend wäre. Als ob es mich nicht gäbe und ich keine eigene Meinung haben könnte. Irgendwie scheint das alles zusammenzuzugehören. Ich weiß nur nicht, warum. Ich bin ganz durcheinander.

Jedenfalls, nach diesem Frühstücksgespräch über Fahrräder und Klavierstunden meinte Vater, es sei an der Zeit, mich in die ›Tatsachen des Lebens‹ einzuweißen. Zu Mutter sagte er: ›Überlass es mir, Ida. Sie ist jetzt alt genug, und er nahm mich mit in sein Arbeitszimmer.

Er schloss die Tür und begann von Blumen und Pollen, von Samen und Bienen zu sprechen. Ich fühlte mich gar nicht wohl in dem schweren dunklen Ledersessel, er fühlte sich feucht und kalt an meinen nackten Beinen an. Vater sagte mir, dass ich Eier in meinem Bauch hätte, Millionen davon, und dass er wie alle Männer Samen hätte: ›Kleine Dinger, die sich schlängeln.‹ Dann erklärte er mir, dass bald Blut aus mir herausfließen und ich übel riechen und schmutzig sein würde. ›Lass es nie jemanden merken, und achte stets auf deine Sauberkeit,‹ fuhr er mich an, als ob ich etwas falsch gemacht hätte.

Ich begriff nicht, wovon er sprach, und es machte mir Angst. Das Übrige, sagte er, würde er mir später selber zeigen. So, wie er das sagte und mich anblickte, wurde mir ganz mulmig, es bedrückte mich.

Ich durfte dann gehen und das Auto putzen wie jeden Samstag, während andere Kinder mit ihren Fahrrädern auf der Straße herumfahren. Vater erlaubte mir nie, mich ihnen anzuschließen.

Bald nach dem Gespräch kam er eines Abends an mein Bett.

Er muss mich berührt haben ... dort unten, denn ich wachte auf und fühlte mich eigenartig, als ob ich Pipi gemacht hätte, machen müsste oder so. Ich war sehr erschrocken. Doch er drückte mich nieder und flüsterte in mein Ohr, dass ich ihm genau zuhören solle, denn das, was er mir zu sagen habe, sei sehr wichtig.

Einen Moment lang klang sein Flüstern, feucht und nah an meinem Ohr, wie wenn ich mit einem Mädchen tuschelte. Wenn es meine Mutter oder eine Freundin gewesen wäre, hätte ich diese Nähe als etwas Schönes empfunden. Aber er sagte mir, wie er mir Dinge beibringen würde, die junge Frauen wissen sollten, damit sie nicht so »erbärmliche« Ehefrauen und Geliebte würden. Dass es zwischen uns ein Geheimnis bleiben solle. Ich dürfe es niemandem erzählen, nicht einmal meiner Mutter. Dann erwähnte er seine Pistolen – er ließ mich des Öfteren im Keller Schießübungen machen – und sagte, dass er mich zum Schweigen bringen müsste, wenn ich spräche ... Miss Abbott, es fällt so schwer weiterzuerzählen.«

Sie legte ihren Arm um meine Schulter. Ich wollte alles loswerden, denn man hatte mich »Recht« von »Unrecht« zu unterscheiden gelehrt, aber ich war verwirrt, weil die Wirklichkeit so anders aussah.

»Er sagte mir, dass dies immer so sein würde, selbst dann, wenn ich verheiratet sei. Er wusste, dass ich große Angst vor der Dunkelheit und den Geistern hatte, die er in unserem Haus wühlte, und so sagte er, mir würde kein Leid zustoßen, wenn ich brav sei und alles täte, was er wolle. Ich tat auch alles, um ihn nicht zu verärgern, doch er behauptete, ich sei dumm, und deswegen sei es meine Schuld, wenn er mich bestrafen und mir wehtun müsse. Ich hatte immer Angst vor ihm.«

Miss Abbott schaute in das Feuer und streichelte sanft meinen Rücken.

Jetzt, wo es aus mir heraus war, trank ich meinen Tee.

»Hast du dich denn nie mit anderen Kindern vergnügen können oder Zeit zum Spielen gehabt?«

»Vater hielt mich von den anderen fern. Deswegen durfte ich auch nicht hierher. Wenn er weg war, nahm mich Mama mit ins Kino oder zu Geburtstagsfesten und lud ihre Freunde vom Kunstverein ein. Wenn sie auch weg war, kümmerte sich Frau Dresden um mich. Am Abend erledigte ich meine Hausaufgaben, übte

Klavier und wusch das Geschirr. Wenn er zu Hause war, gab es den Spaziergang!«

»Was ist so schlimm an einem Spaziergang?«

»Wenn mein Vater dabei war, war alles verdorben.«

Widerstrebend erzählte ich ihr von den nächtlichen Spaziergängen mit ihm zu den nahe gelegenen Yorkshire-Mooren. Gewöhnlich liebte ich diesen Platz dort oben, liebte es, bei Sonnenschein und Wind mit Glen, meinem schottischen Zwergterrier, herumzutollen; so frei und glücklich fühlte ich mich bei dem Blick über die kilometerlangen Muster, die die trockenen Steinmauern in die Tal- und Moorlandschaft zeichneten. Glenny bellte und stöberte Hasenverstecke auf, während ich im Gras lag, den frischen, warmen Duft einatmete und den Feldlerchen beim Fliegen zuschaute.

»Doch jeden Abend beugte er sich zuerst über mich und meine Schulaufgaben. Er zischte dieses ›tst, tst‹ durch die Zähne, während er mit drei Fingern auf den Tisch trommelte wie ein galoppierendes Pferd und auf meine Antworten zu seinen Fragen wartete. Die Fragen kamen wie aus der Pistole geschossen, Mathematik oder Französisch. Es war tst, tst, Klopfen, Frage, Ohrfeige, Frage, Ohrfeige, Klopfen, tst, tst. Er flößte mir solche Angst ein, dass ich nicht mehr denken konnte; ich hätte schreien können, und jedes Mal war mir übel. Vor allem wenn er plötzlich sagte: ›Spaziergang!‹

Er hinkte den Hügel hoch, Miss Abbott, und ich musste meine Hand in die Tasche seines Regenmantels stecken, die eigentlich gar keine Tasche war, sondern nur ein Schlitz und sein ... sein ... Sie wissen schon, anfassen.«

Ich blickte auf das Bärenfell.

»Ich hätte mich jedes Mal erbrechen können. Ich schaute zu den Sternen hoch und fragte mich, ob es wirklich Gottes Wille sei, dass ich all diese Dinge tun musste, die ich so sehr hasste, und wie lange würde dies noch weitergehen? In der Schule und sonntags lehrte man uns, unsere Eltern zu ehren, zu respektieren und zu lieben.«

»Meine Güte, du armes Kind!«

»Oh, Miss Abbott, es wurde noch viel schlimmer. An manchen Abenden musste ich dort oben hinter einer Steinmauer niederknien und es in meinen Mund nehmen. Er wurde grob. Es erstickte mich fast, und er hielt mich bei den Haaren oder an den Ohren fest und schob mich vor und zurück wie ein Schaf, das geschoren wird. Ich schluchzte leise. Er sog die Luft durch seine Zähne ein, es tönte wie ein F, und wenn die Fs kürzer und leiser wurden, wusste ich, dass es bald vorüber war.«

Miss Abbott weinte.

»Er wurde sehr böse, wenn ich das ... das weiße Zeug nicht schlucken wollte.«

»Olivia! Oh, Olivia, er war ein kranker Mann! Dein Vater war ein sehr kranker Mann!«

»Das hat auch die Polizistin gesagt.«

»Hör auf zu weinen, Liebes. Wisch dir deine Tränen weg. Nicht mit deinem Ärmel! Da ist ein Taschentuch.«

Ich putzte mir die Nase und fuhr fort:

»Sie ... sie war diejenige, der ich als Nächstes alles erzählen musste, nach Mama und den Männern, die zum Nachtessen eingeladen waren und die dann auch zur Polizei gingen. Sie ließ mich meine Geschichte mehrmals wiederholen, vom Anfang an, immer wieder, als ob sie mir nicht glauben würde.«

»Das musste sie, Liebes, denn es gibt Menschen, die solche Geschichten erfinden, und sie wollte nur herausfinden, ob du ihr die Wahrheit sagst. Es muss eine Qual für dich gewesen sein. War sie nett? War sie freundlich zu dir?«

»Oh ja. Ein bisschen beeindruckend in ihrer Uniform, aber sehr freundlich.«

»Wie kam denn dies alles plötzlich ans Licht?«

Ich erzählte ihr, wie froh ich gewesen sei, als Vater wegen seiner Arthritis eine dreimonatige Kur auf der Insel Ischia machen musste. Was für eine Erleichterung, dass er mich nicht mehr quälen konnte. Keine Schläge, kein Tadel und keine Strafen mehr. Ich konnte die ganze Nacht hindurch friedlich schlafen. Es war ein neues Leben, freier und glücklicher, nur hatte ich manchmal Albträume.

»Eines Abends lud Mama zwei Schweizer aus der Firma meines Vaters zum Abendessen ein. Während des Essens sagte sie plötzlich: ›Olivia, ich habe einen Brief von deinem Vater bekommen. Morgen kommt er nach Hause!«

Ich war wie gelähmt vor Entsetzen. Ich wusste, alles würde wieder von vorne anfangen. Die Gewalt, diese Nächte, die schrecklichen Morgen im Badezimmer, die Schmerzen, das Elend und die Angst, die Samstage ..., und ich hörte mich schreien: ›Nein! Nie wieder! Von mir aus soll er mich umbringen. Ich will ihn nie wieder sehen!«

Alle starrten mich an, mit offenen Mündern. Ich erzählte ihnen alles, erzählte ihnen, was er mir in all den Jahren angetan hatte.

Mama wurde ganz blass. Sie blickte mich nur ungläubig an. Sie stand auf und sagte mit einer eigenartigen, zitternden Stimme: ›Es kann nicht wahr sein! Das wusste ich nicht. Ich habe von allem nichts gewusst. Es kann nicht wahr sein!« Immer wieder sagte sie das.

Einer der Männer stand abrupt auf, und der andere lief ihm nach. Sie kehrten bald zurück, in Begleitung von Miss Killarney, der Polizistin.«

»Wie kommt es, dass deine Mutter von nichts wusste?«

»Das wollten alle wissen. Aber sehen Sie, Mama geht es nicht besonders gut. Nächte hindurch ist sie im Keller und malt, trinkt Whisky, raucht und versucht, ihr Heimweh zu vergessen. Tagsüber schläft sie. Frau Dresden kümmert sich dann um alles ... Ich fühle mich schrecklich.«

Miss Abbott strich über mein Haar.

»Es war gut hierherzukommen, es hat mir geholfen. Ich fragte mich, was jetzt aus mir werden sollte. Wissen Sie, Vater tat mir immer leid wegen seiner Hüftschmerzen und seines Hinkens, aber wenn er seine Arthritis nicht gehabt hätte, wäre er vermutlich noch hier und ...«

»Scht, Liebes, scht! Es ist alles vorbei. Meinst du, dass du in England bleiben wirst?«

»Ich würde es gerne. Besonders jetzt. Ich liebe Yorkshire und dürfte endlich auch ›Fish and Chips‹ essen. Er ließ mich ja nie wie die anderen Kinder sein.«

»*Fish and Chips*? Das ist aber keine besonders begehrenswerte Delikatesse, nach der du dich sehnst«, lachte Miss Abbott.

»Für mich schon, denn ich würde mich endlich so wie die anderen fühlen, eines unter vielen.«

»Ich glaube, ich verstehe, was du meinst.«

»Ich hoffe, dass zwischen uns alles noch wie vorher ist, nachdem ich Ihnen das erzählt habe!«

»Natürlich ist noch alles wie vorher, und es wird zwischen uns auch immer so bleiben, Olivia. Du kannst immer zu mir kommen, wenn du magst. Fühlst du dich schon etwas besser?«

»Ja, doch ich fühle mich noch etwas merkwürdig. Da ist ein Schmerz, wie man ihn zum Beispiel spürt, wenn man sich den Knöchel verstaucht, als ob ich mein Herz oder meine Seele verstaucht hätte oder was da in mir drin ist.«

»Ich kenne das Gefühl. Doch die Zeit heilt alles. Du wirst erwachsen werden und vergessen.«

»Miss Abbott, bin ich ein schlechter Mensch, weil ich am Begräbnis nicht traurig sein konnte?«

»Nein. Was du fühlst, ist nur natürlich. Warum solltest du Trauer empfinden, wenn dein Vater dir keine Erinnerungen hinterlassen hat, die dich ihn vermissen und Sehnsucht nach ihm verspüren lassen?«

»Das klingt fast so, als wäre es viel schöner, schlechte Eltern zu haben, denn dann vermisst man sie nicht so sehr wie Eltern, die einen geliebt haben.«

»Nein, Kind, nein! Es ist nicht schön, wenn man nicht vermisst oder nicht geliebt wird oder nicht wert ist, erinnert zu werden.«

Mit diesem Satz zog sie mich an sich und hielt mich fest.

Trotz meiner Tränen brachte ich ein Lächeln hervor: »Ist es nicht wunderschön? Jetzt brauche ich mich nicht mehr heimlich zu Ihnen zu schleichen.«

»Wunderschön! Also, mein Kind, mach dich jetzt auf den Weg nach Hause.« Wir gingen zur Tür und traten hinaus. »Und denke immer daran, du bist ein wundervoller Mensch. Du wirst deinen Weg machen.«

Als ich auf das Gartentor zuing, blickte ich über die Straße hinüber zu unserem Haus aus schwarzem Stein. Ich blieb stehen und schaute zurück zu meiner Freundin, die immer noch im Gang stand. Einem Impuls folgend, musste ich mich umdrehen und zu ihr zurücklaufen.

Ich klammerte mich an sie, und wir begannen, laut zu schluchzen.

3

Ich drehte mich um und lief über die Straße, an den Rosen vorbei, die Steintreppe hinauf, und betrat das Haus.

Das Zischen des Bügeleisens und der feuchte, dampfende Geruch von frisch gewaschener Wäsche ließen mich immer an die Behaglichkeit des Heims anderer Menschen denken.

»Ist Mutter da?«, fragte ich Frau Dresden.

»Ist Mutter da! Ist Mutter da! Immer die gleiche Frage.« Sie wehrte mich ab, als ich sie umarmen wollte.

Schweigend aßen wir zusammen zu Abend, und ich begab mich bald zu Bett. Ich versuchte, mich auf die Lektüre von *Just William* zu konzentrieren, denn normalerweise heiterte sie mich auf, doch dann löschte ich das Licht. Ich war enttäuscht, wie der Abend zu Hause verlaufen war, obwohl Vater nicht mehr da war und ich keine Angst mehr vor ihm haben musste.

Mit dem Ticken meines winzigen Schweizer Weckers in den Ohren durchlebte ich noch einmal jede Sekunde dieser letzten paar unbegreiflichen Tage.

Ich verspürte eine gewisse Erleichterung darüber, dass ich Miss Abbott alles erzählt und wie sie darauf reagiert und mit mir gesprochen hatte. Aber ich war nicht fähig gewesen, mit ihr über das Schlimmste zu reden, über die entsetzlichen Umstände seines Selbstmordes.

Ich wälzte mich im Dunkeln hin und her. Mir war heiß. Ich wehrte mich gegen die Erinnerungen. Die Furcht verursachte mir immer noch eine Gänsehaut, und ich wollte vergessen, doch die Bilder kamen immer wieder zurück.

Zu Anfang schien Miss Killarney mir nicht zu glauben. Ich beantwortete viele zweifelnde Fragen damit, dass er, wenn ich ihm nicht gehorchte, mich immer an den Ohren zog, bis ich dort, wo die Ohrläppchen angewachsen sind, zu bluten anfang. (Sie hatte es sich angeschaut und festgestellt, dass die Haut dort ganz trocken und schuppig war.) Ich erzählte ihr auch, dass ich nie genügend Schlaf bekommen hatte und deswegen oft während Veranstaltungen und Gebeten in der Schulaula ohnmächtig geworden war. Man stellte fest, dass ich einen zu niedrigen Blutdruck hatte, Migränen, bei denen mir übel wurde, wunde, offene Hände und Frostbeulen, Geschwüre und eine Gürtelrose und dass ich unter starkem Ausfluss litt. Morgens hatte ich mich auf den Korbstuhl im Badezimmer setzen müssen. Er streckte meine Beine rechts und links unter den Armlehnen aus und saß dann

vor mir auf dem Boden, starrte mich an und betastete mich. Er zwang mich mit Schlägen in diese Stellung, bis ich Schrammen an den Beinen hatte und so dasaß, wie er es wollte.

Miss Killarney sagte mir immer wieder, dass er ein kranker Mann gewesen sei und wie sehr es sie schmerzen würde, was mir zugestoßen sei. Das brachte mich zum Weinen.

Sie trug Mutter und mir auf, am nächsten Abend zum Bahnhof zu gehen und ihn vom Zug abzuholen, als wäre nichts geschehen. Wir sollten ihm sagen, dass ich schlimme Albträume hätte und dass Mutter deswegen bei mir im Zimmer schlafen würde. Sie sagte, die Polizei würde mit ihm sprechen und ihn in ein Krankenhaus bringen, wo er behandelt und geheilt würde.

Als ich ihn in der darauffolgenden Nacht auf dem Bahnhof sah, kam mir in Erinnerung, wie ich ihn vor fünf Jahren, am Ende des Zweiten Weltkriegs, in Basel getroffen hatte. Ich durchlebte dieses erste Treffen noch einmal, als wir jetzt dort standen und auf ihn warteten.

Ich sah ihn als Erste.

Jenen Mann in der Menge, der hinkte. Er zog immer noch sein Bein nach, schwankte dabei jedes Mal leicht nach links.

Die kreisförmige kahle Stelle unter seiner Baskenmütze war größer geworden. Die goldgeränderte Brille hob die fleckige, trockene Haut hervor, die sich nach einem Sonnenbrand schälte. Sein Hinken weckte immer noch Mitleid in mir, so mechanisch, wie sich ein Streichholz an der Reibefläche der Schachtel entzündet.

Zu beffissen erwiderte ich seinen höhnischen Blick mit einem Lächeln. Ich wurde puterrot.

Er küsste uns alle pflichtgemäß.

Sobald Mutter sich nach einem Taxi umgesehen und Frau Dresden dem Gepäckträger geholfen hatte, wandte er sich mir zu.

»Wem hast du es erzählt?«

»Niemandem, niemandem«, log ich. Dann platzte ich unter seinem wartenden Blick heraus: »Mutter schläft bei mir, weil ich immer noch Albträume habe.«

Sofort wusste ich, dass ich in die erste Falle gegangen war.

In gespanntem Schweigen fuhren wir nach Hause. Da es spät war, entschuldigte ich mich und ging sofort zu Bett. In panischer Angst wartete ich auf Mutter, bis sie in mein Zimmer kam und unter die Decke schlüpfte.

Am Morgen bat ich Mutter starr vor Angst, mit mir ins Bad zu kommen. Beim Frühstück sagte er, dass er mich zum Schulbus fahren würde. Mir blieb